

Dienst an der Juragrenze

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **20 (1944-1945)**

Heft 15

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-708599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Dienst an der Juragrenze

Nach 60 km Marsch kommen wir im Grenzdorf an. Tiefe Dunkelheit umgab bis hier die langsam dahinziehende Kompagnie. Jetzt wirft das Licht der Straßenlampen einen matten Schimmer auf die müden Gestalten. Sie sind durchnäht, schmutzig, aber aufrecht. Von jenseits der Grenze dröhnt Donner der Geschütze.

Erst jetzt müssen wir uns als Soldaten stellen. Statt sich aufs Stroh zu legen, geht's in die Stellungen: Wachtablösung. Geräuschlos kriechen die Männer in die Unterstände und übernehmen die Aufgaben der scheidenden Kameraden. Lange schon hatten wir uns gefreut auf diesen Dienst an den Grenzen der Heimat. Und gleich tritt die erste Bewährungsprobe an uns heran. Nach schlaflosen, durchmarschierten Nächten heißt es wach bleiben, sich zusammenreihen; denn in kürzester Entfernung verläuft die Grenze, wo sich Deutsche und Franzosen gegenüberstehen.

Bei Tagesanbruch können sich alle überzeugen von der Wichtigkeit des Punktes, den wir besetzen. Vom Beobachtungsturm aus sieht man die beiden feindlichen Fronten, wie sie sich — nur ca. 100 m voneinander entfernt — an die Schweizergrenze anlehnen und durch das Gelände ziehen. Dem Stacheldrahtzaun entlang machen wir unsere Patrouillen. Des Nachts ist dies für jeden ein Erlebnis. Ohne Licht geht's im dunkeln Wald über Stock und Stein, durch Morast und Unterholz. Auf der andern Seite erfüllen fremde Soldaten die gleiche Pflicht. Nur ist es bei ihnen blutiger Ernst. Ganz nahe knattert oft ein Mg. oder durchzischen Geschosse die Luft. Jeder von uns gewöhnt sich ziemlich rasch an diesen plötzlichen Lärm. Die Schüsse schrecken uns nicht mehr, bewegen uns höchstens zu vermehrter Aufmerksamkeit. Tags sprechen die Vorgesetzten gelegentlich mit fremden Kameraden. Es sind flotte Soldaten, aber so oft sie die Glocken aus den nahen Dörfern läuten hören und unseren Frieden ahnen, da packt sie das Heimweh, die Sehnsucht nach Frieden. Warum muß Stacheldraht die Grenzen der Völker absperrn, warum all diese Verwüstung? O

Schweiz, welch' glückliches Land! In diesem Dienst lernen viele denken.

Andauernder Regen und Schneefall hat die ganze Gegend in einen Sumpf verwandelt. Mit Schmutz bedeckt und durchnäht kehren meist die Soldaten von der Wache oder den Patr.-Märschen zurück. Dabei ist unsere Unterkunft nur mangelhaft. Doch, wir wissen uns zu helfen. Mit allen Mitteln, die wir auftreiben können, richten wir uns möglichst wohllich ein. Eine Art Hütte wird gebaut, wo ständig ein Herdfeuer Wärme und Licht spendet. Während draußen der Sturm pfeift und die kahlen Buchenäste gegeneinander schlagen, sitzen wir da und erleben nach gefaner Pflicht Stunden schönster Kameradschaft und unvergesslichen Beisammenseins. Unser Schlafraum, ein Unterstand, trägt ein Schild mit der bezeichnenden Aufschrift «Hotel zur goldenen Raffe». Hier findet nämlich ein ständiger Kampf mit diesen Tieren statt. Unser Leutnant macht Jagd mit der Pistole auf sie. So überwinden und ertragen wir leicht alle Schwierigkeiten und Mühen des harten Grenzdienstes.

Eines Morgens beginnt plötzlich ein unheimliches Art.-Feuer aus die deutschen Stellungen zu hämmern. Die ganze Gegend erzittert, Geschosse fallen auf Schweizerboden. Splitter sausen über unsere Köpfe hinweg. Alles ist in Deckung. Unter dem Feuerschutz rücken marokkanische und französische Truppen längs der Schweizergrenze vor. Leute mit Minensuchgeräten sind an der Spitze; denn die Gegend ist teilweise verminiert. Infanterie-Feuer setzt ein. Die Feinde geraten aneinander. Viele scheiden aus dem Kampfe. Die Deutschen schießen wenig, treffen aber gut. Die Angreifer kommen nicht mehr vorwärts. Mit unglaublicher Schnelligkeit graben sie sich ein. Aus nächster Nähe beobachten wir den Kampf. Es pfeift und kracht unheimlich um uns. Hier haben wir wirkliches Erleben des Krieges. Die Sanität benützt jede kurze Pause, pflegt und schafft Verwundete zurück. Drei Schwerverletzte kommen über die Grenze. Nochmals belegen die Franzosen die deutschen

Stellungen mit Mw.-Feuer. Einige Schüsse sind zu kurz und reißen große Lücken in die eigenen Reihen. Doch heute geht's nicht mehr vorwärts. Die Deutschen verteidigen sich mit Heldenmut. Diese Kämpfer können uns wahrlich Vorbild sein.

Unsere Kompagnie ist in höchster Alarmbereitschaft. Leicht könnte einer der Nachbarn in Versuchung kommen, unsere Grenze zu überschreiten, um dem Feind in den Rücken zu fallen. Nach nochmaligem stundenlangem Art.-Trommelfeuer auf einen kleinen Waldzipfel, den die Deutschen noch halten, kommt der Angriff wieder in Fluß. Weiter N stoßen Panzer in großer Zahl vor. Allmählich entfernt sich die Schlacht aus unserer Nähe.

Wir sind aus der unmittelbaren Kampfzone heraus. Kein einziger unserer Soldaten ist verwundet. Neben einem gütigen Schicksal ist dies dem tadellosen, gefechtsmäßigen Verhalten jedes einzelnen zu verdanken; denn manchmal waren viele von uns direkt einem Splitterregen ausgesetzt.

Nun haben wir ein Schlachtfeld vor uns. Sämtliche Bäume eines größeren Waldstückes sind vollständig zerrissen, der Boden ist aufgewühlt, der Grenzzaun gänzlich zerschlagen. Leichen tapferer Soldaten liegen noch herum. Kriegsmaterial aller Art, Waffen, Munition, Kleidungsstücke, H.G., Helme, die fallen gelassen wurden, vervollständigen das Bild wildester Unordnung und Verwüstung. — Was sind unsere kleinen Opfer, unsere Ablösungsdienste und alle andern Unannehmlichkeiten gegen die Greuel dieses Krieges? Ein deutscher Soldat mahnt uns: «O Schweizer, Ihr wißt nicht, wie glücklich Ihr seid!»

Nach zwei Wochen verlassen wir das Grenzdorf, wieder in der Nacht. Strämen Schrittes geht es landeinwärts. Wir sind stolz auf unsere Leistungen und Erlebnisse. Unausslöschbare Eindrücke sind in unserem Geist eingepreßt. Das ruhige, überlegte Handeln sämtlicher Vorgesetzten, das unerschrockene, gefechtsmäßige Verhalten jedes Soldaten erweckte gegenseitiges Vertrauen und erfüllte alle mit Zuversicht. Unsere Kompagnie ist einsatzbereit. — z.

Flammenwerfer — Englands vernichtende Waffe

Das Feuer ist ohne Zweifel das älteste Kampfmittel. Von den alten Griechen anfangen bis zum gewaltigen Völkerringen der heutigen Generation, haben die Heerführer aller Jahrhunderte immer wieder versucht, dieses Element in den Dienst der Vernichtung zu stellen. Denn sie wußten von der katastrophalen Wirkung, welche die Mitten in den Feind geschleuderte Flamme haben kann. Ja selbst heute, wo die Welt einen technischen Höchststand erreicht hat, — wo es fast unmöglich erscheint, noch gewaltigere mechanisierte Vernichtungsungeheuer zu schaffen, bleibt das uralte Feuer in Form der modernen Flammenwerfer noch immer die verheerendste Waffe, denn der Flamme ist man schutzlos

ausgeliefert! Da hilft kein Stahlhelm, keine Gasmaske, kein Schützengraben und kein Betonbunker — das Feuer dringt in die tiefsten Ritzen und brennt unerbittlich alles aus. So groß auch die physische Wirkung sein mag, — sie wird um ein Tausendfaches von der moralischen übertroffen. Das Feuer bringt die Hölle und mit ihr Panik und Wahnsinn.

1939 — England sah Möglichkeiten, und....

Die modernen Flammenwerfer der britischen Armee, wie sie das erstmal in großer Anzahl in Frankreich eingesetzt wurden, stellen ohne Zweifel das vollendetste und gefährlichste Kampfmittel der modernen Kriegführung dar,

dem ein großer Anteil an den alliierten Siegen der letzten Monate zufällt.

Als die Deutschen im Jahre 1939 Polen überfielen und mächtige Flammenwerfer zum Einsatz brachten, erkannten die Engländer sofort die großen Möglichkeiten, die hier lagen. In aller Stille und Heimlichkeit wurden die besten Kräfte mobilisiert, um diese erfolgversprechende Waffe zu einem unübertroffenen Höchststand zu entwickeln. Im Jahre 1940 wurde eine eigentliche wissenschaftliche Organisation gegründet und mit dieser Aufgabe betraut. Damals ging es vor allem darum, eine wirksame Defensivwaffe zu besitzen, denn man rechnete mit einer Invasion Englands. Die Invasion kam aber nicht — und damit standen die britischen